

## Lektion 1, B2

### Eltern-Tochter-Gespräche

#### Ein Blick in die Küche

Der Vater ist an einem Samstagnachmittag zum Kaffeetrinken bei seiner Tochter. Während die Tochter Kaffee kocht, wirft der Vater einen neugierigen Blick in die kleine Vorratskammer neben der Küche.

Vater: Sag mal, hast du gar keine Kartoffeln?

Tochter: Ich hab nie Kartoffeln.

Vater: Aber man muss doch Kartoffeln im Haus haben.

Tochter: Ich mag aber keine Kartoffeln, weißt du doch.

Vater: Das hast du mir nie gesagt.

Tochter: Das habe ich dir schon vor 25 Jahren gesagt. Kartoffeln und Rosenkohl. Kann ich nicht ausstehen.

Vater: Aber Rosenkohl ist sehr gesund.

Vater: Soll ich dir beim nächsten Mal eine Kaffeemaschine mitbringen?

Tochter: Willst du lieber Filterkaffee?

Vater: Nein, nein, ist schon okay. Aber es wäre so viel praktischer für dich. Weißt du, deine Mutter und ich, wir bereiten das abends immer schon vor, bevor wir ins Bett gehen, also den Kaffee, meine ich, und dann müssen wir morgens nur noch auf den Knopf drücken, und das finden wir super.

Tochter: Filterkaffee macht mir Magenschmerzen.

Vater: Ach ja, stimmt ja, stimmt. Soll ich schnell los und dir was zu essen einkaufen?

Tochter: Ich war vorhin im Supermarkt. Der Kaffee ist gleich fertig.

Vater: Aber du hast gar nichts in deiner Vorratskammer.

Tochter: Mein Kühlschrank ist voll, Papa. Und in meiner Vorratskammer sind meine Töpfe und meine Pfannen und meine Schüsseln.

Vater: Wenn du willst, hol ich dir später ein paar Konserven.

Tochter: Ich esse keine Konserven. Konservenfraß ist ungesund.

Vater: Unregelmäßig essen ist auch ungesund. Du kochst dir ja nie was.

Tochter: Ich esse regelmäßig, aber zum Kochen hab ich eben keine Zeit. Ich arbeite viel.

Vater: Kartoffeln gehen ganz schnell.

#### Lebensentwurf

Ein Sonntagabend im Sommer. Vater, Mutter und Tochter sitzen im Garten der Nachbarn und trinken Cocktails, der Vater ein Bier. Die Nachbarn feiern die Geburt des dritten Kindes ihrer Tochter.

Mutter: Schon schön, so ein Garten, oder?

Tochter: Schon schlimm, so ein Reihenhaus, oder?

Vater: Es muss ja kein Reihenhaus sein.

Tochter: Was?

Vater: Na ja, du musst ja nicht gleich in ein Reihenhaus ziehen, wenn du Kinder bekommst. Eine Erdgeschosswohnung mit Garten reicht erst mal.

Tochter: So was gibt's in der Innenstadt nicht.

Mutter: Du willst ja wohl mit Kind auch nicht in der Stadt bleiben, oder?  
Tochter: Wer setzt euch eigentlich immer diesen Kinderfloh ins Ohr? Ich bin nicht schwanger und ich werde es in nächster Zeit auch nicht sein, okay?

Die Mutter und der Vater schlürfen beleidigt an ihren Getränken und tun so, als wären sie alleine.

Mutter: Hast du im Esszimmer den Tisch mit der Eckbank gesehen?  
Vater: Ja, das sieht sehr gemütlich aus.  
Mutter: Und die Spülmaschine ist auch neu, oder?  
Vater: Also ich könnte mir das gar nicht mehr vorstellen, ohne Spülmaschine.  
Mutter: Ja, man braucht so was, auch als junger Mensch.  
Tochter: Ich hab ja nicht mal vernünftige Schränke, richtig?  
Mutter: Die Sandra, die hat das echt schlau gemacht. BWL studiert und dann in die Firma ihres Vaters eingestiegen. Jetzt hat sie keine Probleme mit Mutterschaft und Teilzeit und so. Hätten andere Leute auch so machen können. Aber nein, man musste ja Philosophie studieren.

Die Tochter ignoriert, was die Mutter gesagt hat und nimmt sich schnell einen neuen Cocktail. Denn heute wird nicht mehr geredet. Heute wird getrunken. Die Eltern lassen ihr keine Wahl.

## Männer

Erzähler: Es ist Dienstag, kurz vor 11 Uhr. Die Tochter sitzt im Büro. Sie bekommt einen Anruf von ihrer Mutter, die besorgt ist, weil sich die Tochter am Wochenende von ihrem Freund getrennt hat.  
Mutter: Wie geht's dir denn, mein Liebling?  
Tochter: Ach, mir geht's ehrlich gesagt ganz gut. Unsere Trennung war überfällig. Irgendwie bin ich richtig erleichtert.  
Mutter: Was wird denn jetzt aus eurer Wohnung?  
Tochter: Mama, das ist meine Wohnung. Er zieht aus, ich bleibe da.  
Mutter: Dann wohnst du ja alleine.  
Tochter: Ich hab sieben Jahre alleine gewohnt und ich mochte das immer gern.  
Mutter: Mir tut das so leid für euch.  
Tochter: Mir tut das auch leid, Mama. Aber ich wollte das so nicht mehr. Ich hab mich schrecklich gelangweilt.  
Mutter: Manchmal muss man sich auch ein bisschen zusammenreißen, wenn man mit jemandem sein Leben verbringen will.  
Tochter: Ich will mein Leben aber nicht mit ihm verbringen. Das wollte ich nie. Ich hab nur eine Weile gebraucht, um das zu kapieren.  
Mutter: Ich fand den so nett.  
Tochter: Er ist auch nett. Aber nett reicht nicht für eine große Liebe.  
Mutter: So einen wie den kriegst du nie wieder.  
Tochter: Will ich ja auch gar nicht.  
Mutter: Tu mir einen Gefallen und überleg dir das noch mal, ja? Dem geht es echt nicht gut.  
Tochter: Mama?  
Mutter: Ja?  
Tochter: Hat er dich angerufen?  
Mutter: Du, ich muss auflegen, die Katze will raus.

## Lektion 1, D2

### Interview mit Stefanie Holzherr, Leiterin von Benimm-Seminaren

Stefanie Holzherr hält seit mehreren Jahren Benimm-Seminare.

J: Journalist; H: Stefanie Holzherr

J: Frau Holzherr, wer besucht Ihre Seminare?

H: Vor allem junge Menschen, die berufstätig sind, aber auch Schüler und ältere Menschen.

J: Steht es denn so schlimm um das Benehmen von Schülern, dass dem mithilfe von Benimm-Seminaren abgeholfen werden muss?

H: Dass hier Handlungsbedarf besteht, ist daran zu erkennen, dass es inzwischen sogar ein Schulfach mit diesem Namen gibt. UBV heißt das Fach in Bremen, also Umgangsformen, Benehmen und Verhalten.

J: Das erinnert mich an die Tanzstunde, die die Eltern unserer heutigen Jugendlichen besuchten und dort u.a. wohl auch gute Umgangsformen lernten.

H: Es geht heute nicht mehr darum, formale Vorschriften streng einzuhalten, sondern vor allem Verhaltensweisen zu lernen, die andere nicht kränken. Dazu braucht man eine gewisse Sensibilität und Flexibilität, denn jede Situation ist anders und erfordert deshalb auch unterschiedliches Verhalten. Entscheidend für gutes Benehmen sind auf jeden Fall Höflichkeit, Respekt und Interesse am anderen Menschen, damit das Zusammenleben so angenehm und reibungslos wie möglich verläuft. Gutes Benehmen ist kein Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck.

J: Hier liegt wohl auch der Unterschied zu früher.

H: Genau! Im Mittelalter hatten gutes Benehmen und Schicklichkeit zu tun mit Gottesfurcht. Aber schon für den Freiherrn Knigge, der bereits im 18. Jahrhundert ein Buch mit Ratschlägen für gute Umgangsformen verfasste, war vor allem wichtig, dass Bürger mit den herrschenden Umgangsformen vertraut waren, wenn sie nämlich beim König vorsprechen wollten. Wenn sie nicht wussten, wie man sich am Hof zu benehmen hatte, machten sie sich lächerlich und erreichten gar nichts. Dieses Grundprinzip gilt übrigens noch heute: Gute Umgangsformen können Türen öffnen, schlechte dagegen verschließen sie.

J: Frau Holzherr, welche Eigenschaften sind denn nun besonders wichtig für ein reibungsloses Zusammenleben?

H: Nun, nach der Emnid-Untersuchung gehört zu den TOP-TEN des guten Benehmens beispielsweise, dass man dem andern zuhört und ihn ausreden lässt, dass man pünktlich und hilfsbereit ist, gute Tischsitten, Respekt vor älteren Menschen und ein angemessenes Outfit hat. Auch, dass man bei Tisch nicht raucht, solange andere essen, gehört zum guten Benehmen.

J: Wie sieht es mit dem Gebrauch des Handys aus? Gibt es dafür auch Regeln?

H: Ja, natürlich, denn viele Leute fühlen sich durch das Handy gestört. Man sollte also in einem Lokal oder im Kino das Handy auf jeden Fall abschalten und die Anrufe auf die Mailbox umleiten. Falls man unbedingt einen Anruf tätigen muss, sollte man den Raum verlassen und an einem ruhigen Ort sprechen, wo man niemanden stört. Total unhöflich wäre es zum Beispiel, wenn man mit anderen Leuten ins Cafe geht und dort als Erstes sein Handy herausholt und seine SMS abrufen. Außerdem gibt es Tabuzonen wie

- Krankenhäuser oder Flugzeuge, wo man das Handy sofort abschalten muss, um die empfindlichen Messgeräte nicht zu stören.
- J: Wie ist es mit dem Rauchen, ich meine im privaten Bereich? Denn Rauchen in der Öffentlichkeit ist in der EU ja so gut wie überall verboten.
- H: Ganz grundsätzlich gilt für das Rauchen: Wer rauchen möchte, muss zuerst die anderen Anwesenden um Erlaubnis bitten, zumindest diejenigen, die sich in unmittelbarer Nähe befinden. Beim Essen gilt außerdem, dass die erste Zigarette erst nach dem Hauptgang geraucht werden sollte, denn sonst verdirbt der Rauchgeruch die folgenden Gänge. Wenn Kinder anwesend sind, wird nicht geraucht.
- J: Welche Regeln gelten für die Kleidung, bzw. allgemein für das Outfit?
- H: Ganz allgemein sollte man unbedingt auf ein gepflegtes Aussehen achten. Dabei soll die Kleidung zum Anlass passen und natürlich auch zu der Rolle, die man spielt. Jeans und Turnschuhe mögen in der Freizeit angebracht sein, nicht aber für einen Manager im Finanzbereich. Ebenso sollten Frauen, die Karriere machen wollen, nicht mit bauchfreiem T-Shirt und Minirock auftreten. Hosenanzug oder Kostüm wären hier das Richtige. Ein ansprechendes Äußeres weist auf Professionalität hin und baut Vertrauen auf. Wer sich richtig kleidet, zeigt damit, dass er sich auch in anderen Bereichen auskennt.
- J: Wie sollte man sich zu einem Bewerbungsgespräch anziehen, um einen möglichst guten Eindruck zu machen?
- H: Hier empfiehlt es sich, nicht zu auffallende Farben zu wählen. Die signalisieren Zuverlässigkeit und Respekt. Wenn man dagegen Rot trägt, sollte man wissen, dass man unter Umständen aggressiv wirken könnte.
- J: Und noch eine letzte Frage: Wie soll man sich verhalten, wenn man selbst mit schlechtem Benehmen konfrontiert wird?
- H: Das ist in der Tat eine sehr schwierige Frage! Man kann aber sicher sagen: Es führt zu nichts, sich mit anderen zum Beispiel um den besseren Platz im Fußballstadion zu prügeln. Gewalt bringt uns auch hier nicht weiter! In so einem Fall würde ich vorschlagen nachzugeben! Oder, um bei dem Beispiel vom Fußballstadion zu bleiben: Man könnte auch den Platzanweiser rufen! Schließlich ist es seine Aufgabe, die Plätze richtig zuzuweisen!
- J: Frau Holzherr, ich danke Ihnen für dieses sehr interessante Gespräch!

## Lektion 2, A2

### Interview mit dem Altenpfleger Steffen Baumgärtner

J: Journalistin, S: Steffen Baumgärtner

- J: Steffen, Sie sind von Beruf Altenpfleger. War das Ihr Traumberuf?
- S: Mein Traumberuf war ursprünglich Arzt und später Krankenpfleger. Ich hatte früher so ganz idealistische Vorstellungen, dass ich Menschen in Entwicklungsländern, die teilweise in ganz elenden Verhältnissen leben, helfen wollte. Nach der Schule habe ich zuerst eine Ausbildung als Krankenpfleger gemacht und habe mich dann durch zusätzliche Kurse qualifiziert. Aber um auf Ihre Frage zurückzukommen: Ich bin sehr zufrieden mit meinem Beruf! Ich möchte keinen anderen, und insofern kann man ihn schon als meinen Traumberuf bezeichnen.
- J: Steffen, ich habe gerade einige Ihrer Kolleginnen und Kollegen kennengelernt. Ist das Zufall, dass es hier in Ihrem Fall fast nur Kolleginnen sind?

- S: Nein, das ist kein Zufall! Die Altenpflege – wie übrigens auch die Krankenpflege – ist fast ausschließlich in Frauenhand! Nur ca. 16 Prozent der Altenpfleger sind Männer.
- J: Sie haben gesagt, dass Sie sozusagen gelernter Krankenpfleger sind. Ist das die vorgeschriebene Reihenfolge, also zuerst Krankenpflege und dann Altenpflege?
- S: Früher war Altenpflege tatsächlich ein Teil der Krankenpflege. Mit der Zeit hat sich aber ein eigenständiges Berufsbild „Altenpfleger“ mit einem völlig anderen Aufgabenverständnis entwickelt, das sich deutlich vom Krankenpfleger unterscheidet. Das sieht man auch an der Bezeichnung für die betreuten Personen: In der Krankenhauspflege nennt man sie Patienten, bzw. Patient, in der Altenpflege, im Bereich ambulante Pflege, spricht man immer häufiger vom „Kunden“. Also, das ist natürlich nicht kommerziell gemeint, gar nicht. Die Senioren bestellen ja individuell ausgewählte und speziell auf ihre Bedürfnisse zugeschnittene Pflege- oder Versorgungsmaßnahmen und bezahlen diese auch. Die werden ja nicht vom Arzt verordnet.
- J: Worin unterscheidet sich inhaltlich die Ausbildung des Altenpflegers von der des Krankenpflegers?
- S: Die Ausbildung zum Altenpfleger umfasst – außer der Krankenpflege – auch sozialpflegerische und betreuende Aspekte. Das heißt, der Altenpfleger unterstützt den alten Menschen natürlich bei der täglichen Körperpflege, beim Essen, beim Anziehen. Und er verabreicht Medikamente und macht medizinische Anwendungen unter ärztlicher Aufsicht. Aber eben nicht nur das. Der Altenpfleger betreut und berät alte Menschen auch in ihren persönlichen und sozialen Angelegenheiten. Das könnte beispielsweise die Begleitung bei Behördengängen sein. Er muss das soziale Umfeld einer Person, zum Beispiel die Familienangehörigen, mit in die Pflegeplanung einbeziehen. Oft führt der Alterungsprozess zu massiven Veränderungen der Persönlichkeit, was gerontopsychiatrische Betreuung erfordert. Und manchmal muss er sogar mithelfen, die Freizeitgestaltung alter Menschen zu organisieren, beispielsweise bei Ausflügen oder Feiern.
- J: Sie haben nun schon meine nächste Frage beantwortet, nämlich, welche Arbeiten und Aufgaben ein Altenpfleger hat. Eine weitere Frage: Wie lange dauert die Ausbildung?
- S: Die Ausbildung zur Altenpflegerin, bzw. zum Altenpfleger dauert drei Jahre. Sie umfasst mindestens 2100 Stunden Unterricht und mindestens 2500 Stunden praktische Ausbildung. Voraussetzung ist die Mittlere Reife. Aber auch ein Seiteneinstieg ist möglich. Wenn man zum Beispiel die Prüfung zum Altenpflegegehilfen erfolgreich abgelegt hat und dabei die Note 2,5 oder besser erreicht hat, kann man direkt ins zweite Ausbildungsjahr der Ausbildung zum Altenpfleger einsteigen.
- J: Wie viel verdient ein Altenpfleger?
- S: Das Anfangsgehalt liegt bei zweitausend Euro. Wenn man schon etwas älter ist, wie ich zum Beispiel, ist es ein paar Euro höher. Auch während der Ausbildungszeit bekommt man schon ein relativ hohes Taschengeld – sage ich jetzt mal. Im dritten Ausbildungsjahr sind es knapp eintausend Euro.
- J: Steffen, wo kann man als Altenpfleger arbeiten, außer in einem Altenheim?
- S: Man kann in Rehabilitationskliniken arbeiten oder in Klinikabteilungen, die auf die Behandlung altersbedingter Erkrankungen spezialisiert sind. Man kann auch bei ambulanten Altenpflegediensten arbeiten, dann führt man im Rahmen der ambulanten Pflege Hausbesuche durch. Oder man hilft älteren Menschen bei Behördengängen, bzw. berät sie bei juristischen Angelegenheiten. Und wie ich vorhin schon gesagt habe, unterstützt man alte Menschen bei der Freizeitgestaltung.

- J: Das sind wirklich sehr viele verschiedene Möglichkeiten! Da werden Sie wohl kaum arbeitslos werden! Zum Schluss noch eine persönliche Frage, Steffen: Es ist doch sicher nicht leicht, diesen Beruf auszuüben, wenn man ihn wirklich gewissenhaft macht. Wie werden Sie damit fertig?
- S: Es stimmt schon, dass dieser Beruf auf die Seele geht – von der körperlichen Belastung will ich jetzt mal gar nicht reden. Man ist jeden Tag mit den Leuten zusammen, da entwickeln sich Freundschaften, die ganz plötzlich zu Ende gehen können. Es ist ganz wichtig abzuschalten, wenn man mit dem Dienst fertig ist. Und dass man ein aktives Privatleben hat, ist wichtig, eine gute Beziehung, gute familiäre und freundschaftliche Kontakte. Es wäre auf jeden Fall falsch, die Probleme aus der Arbeit ins Privatleben zu tragen, das wäre bei diesem Beruf eine Katastrophe.
- J: Steffen, ich danke Ihnen für dieses Gespräch.

## Lektion 2, C

### Juniorenfirma Ravensburger – Interview mit der Auszubildenden Silvia Kanth

R: Reporter, K: Silvia Kanth

- R: Frau Kanth. Sie sind zurzeit Azubi, also Auszubildende. Was für eine Ausbildung machen Sie?
- K: Ich bin im ersten Jahr meiner Ausbildung zur Industriekauffrau.
- R: Könnten Sie ein paar Worte über die Firma Ravensburger sagen? Unsere Hörerinnen und Hörer werden diese Firma nicht unbedingt kennen.
- K: Ja klar. Also, die Unternehmensgruppe Ravensburger besteht aus verschiedenen Firmen, die Spiele für Kinder und Erwachsene, Puzzles und Bücher herstellen. Außerdem werden auch Freizeitprogramme für Unternehmen produziert und seit 1998 hat Ravensburger sogar einen eigenen Freizeitpark: Das Ravensburger Spieleland! Hm, ja. Der Sitz der Firma ist Ravensburg in Süddeutschland. Dort sind ungefähr 900 Mitarbeiter beschäftigt. Und dann haben wir in ca. 10 europäischen Ländern noch Vertriebstochterfirmen.
- R: Sie sind Azubi in der so genannten Übungsfirma. Inwiefern unterscheidet sich diese Übungsfirma von der Originalfirma?
- K: Die Übungsfirma, wie Sie sagen - sie wird auch Juniorenfirma genannt - ist keine selbstständige Firma. Sie ist nicht im Handelsregister eingetragen. Sie arbeitet aber trotzdem mit echten Waren und echtem Geld im Gegensatz zu anderen Übungsfirmen. Die Juniorenfirma hat im letzten Jahr einen Umsatz von fast 40 000 € erwirtschaftet. Organisatorisch ist das so geregelt, dass die Juniorenfirma innerhalb der Unternehmensgruppe Ravensburger wie eine extra Abteilung behandelt wird.
- R: Was ist denn der Sinn einer Übungs- bzw. Juniorenfirma?
- K: Der Sinn einer solchen Übungsfirma ist es, den Azubis Fach- und Methodenkompetenz zu vermitteln. Dabei geht es vor allem darum, die Theorie, also den Schulstoff, in die Praxis umzusetzen. Es soll transparent gemacht werden, wie eine Firma funktioniert. Und dann soll natürlich auch soziale Kompetenz vermittelt werden, das heißt Verantwortungsbewusstsein, Engagement, der Umgang mit Konflikten und die Fähigkeit, im Team zu arbeiten.
- R: Und die Azubis leiten die Juniorenfirma selbst?
- K: Ja. Jedes Jahr werden in der Gesellschafterversammlung, an der natürlich alle ca. 40 Azubis teilnehmen, drei Geschäftsführer gewählt. Außerdem gibt es die Bereiche Buchhaltung, Marketing, Vertrieb, Einkauf und – Moment, ja klar: Logistik und

allgemeine Koordination. Diese Bereiche werden von den verschiedenen Azubis übernommen. Zu Beginn der Ausbildung entscheiden sich die Azubis für einen Bereich in dem sie tätig sein wollen. Die Azubis treffen sich jeweils zu ihren Geschäftszeiten am Donnerstag Nachmittag von 13.00-16.00 Uhr, um die Juniorenfirma zu betreiben.

R: Und wer trifft wichtige Entscheidungen?

K: Wichtige Entscheidungen werden nach einer Besprechung mit den Geschäftsführern und in Absprache mit unserer Ausbildungsleiterin getroffen.

R: Was passiert, wenn Fehler gemacht werden?

K: Es ist ja Sinn der Sache, dass auch Fehler gemacht werden. Denn man kann nur aus Fehlern lernen - nach dem Motto „Learning by doing“. Außerdem sind die Fachleute der Mutterfirma auch jederzeit bereit uns weiterzuhelfen, wenn irgendwo Probleme auftauchen.

R: Seit wann gibt es eigentlich solche Übungsfirmen?

K: Die Idee, eine solche Azubi-Übungsfirma zu gründen, hatte der damalige Ausbildungsleiter der Zahnradfabrik Friedrichshafen, Professor Dr. Wolfgang Fix. Das war – Moment – 1975. Aus dieser Idee wurde dann ein Modellversuch, der von mehreren Firmen unterstützt wurde. Unter anderem eben auch von der Firma Ravensburger. Die Ravensburger Juniorenfirma gibt es daher schon seit 1983.

R: Und welche Berufe kann man bei Ravensburger lernen?

K: Zum einen kaufmännische Ausbildungsberufe, also zum Beispiel Industriekaufleute, Fachkräfte für Lagerlogistik und verschiedene Wirtschafts-Studiengänge. Ja, und dann gibt's natürlich auch gewerbliche Ausbildungsberufe, sowie Mediengestalter oder Verpackungsmittelmechaniker.

R.: Wie sind denn die bisherigen Erfahrungen mit der Juniorenfirma?

K: Sie sind eindeutig sehr gut. Zum einen wegen der positiven Umsatzentwicklung und zum anderen durch die Unterstützung unterschiedlichster Abteilungen und Bereiche durch unsere Dienstleistungen. Darüber hinaus sind die Azubis mit großem Engagement und viel Motivation bei der Sache. Nicht zu vergessen: Wissen wird ja ganz nebenbei auch noch vermittelt!

R: Gut, und nun noch eine letzte Frage an Sie persönlich, Frau Kanth: Wie sehen Ihre Zukunftspläne aus? Möchten Sie gerne bei der Firma Ravensburger bleiben?

K: Ja. Ich kann mir gut vorstellen, weiter bei Ravensburger zu arbeiten. Ich habe ja als Azubi die Möglichkeit, die meisten Abteilungen kennen zu lernen und so herauszufinden, in welchem Bereich ich letztlich arbeiten möchte. Außerdem ist das Betriebsklima echt gut.

R: Frau Kanth, ich danke Ihnen für das Gespräch.

### **Lektion 3, A2**

#### **Interview mit dem Sprachwissenschaftler Dr. Hannes Berger zum Thema „Die Veränderung der deutschen Sprache“**

J: Journalistin, B: Dr. Hannes Berger

J: Herr Dr. Berger, wann beginnt eigentlich die Geschichte der deutschen Sprache?

B: Auf deutschem Boden fingen gelehrte Schreiber etwa um das Jahr 750 an, Texte in der Sprache des eigenen Volkes zu schreiben. Vorher hatten sie jahrhundertlang nur lateinische Texte verfasst oder abgeschrieben. So können wir heute also auf zwölf Jahrhunderte schriftlicher Sprache zurückblicken - seit dem 15. Jahrhundert, seit der

Erfindung des Buchdrucks durch Johannes Gutenberg, haben wir auch gedruckte Texte. Das heißt also, fast 13 Jahrhunderte deutscher Sprachgeschichte.

J: Wurde denn um 750 wirklich schon „deutsch“ geschrieben?

B: Zu dieser Zeit herrschte Karl der Große über Mittel- und Westeuropa. Zu seinem riesigen Reich gehörten fast ganz Frankreich, das schon seine Vorfahren von den Römern erobert hatten, Oberitalien und die Germanenstämme: die Alemannen, die Baiern, Sachsen und natürlich die Franken. Der Germane Karl der Große war vom Stamm der Franken und nannte seine Muttersprache „fränkisch“. Von deutsch war zunächst noch keine Rede.

J: Diese Germanenstämme, die Sie genannt haben, sprachen die Sprache der römischen Besetzer, also die „Lingua Romana“, oder nicht?

B: Nein. Die „Lingua Romana“ wurde nur im Westen und im Süden gesprochen, also im heutigen Frankreich und Oberitalien. Die Germanen konnten diese Sprache nicht verstehen. Sie sprachen Alemannisch, Bairisch, Sächsisch und Fränkisch – Dialekte, die sich aber untereinander verstanden. Deshalb nannte Karl der Große in seinen lateinisch geschriebenen Urkunden und Gesetzen diese Sprachen die „Lingua theudisca“. Das war ein künstlich gebildetes Wort, abgeleitet von dem germanischen Wort „theuda“, das bedeutet „Volk“, also die Sprache des eigenen Volkes- und nicht die Sprache der Romanen. Aus „theudisca“ ist später „deutsch“ geworden und bezeichnet eine einheitliche Sprache, zu der aber alle möglichen Dialekte gehören.

Diese Zeit des „werdenden Deutsch“ rechnen wir bereits zu unserer Sprachgeschichte, obwohl wir – genau genommen – in dieser Zeit noch nicht von einer deutschen Sprache reden können.

J: Fast 13 Jahrhunderte Sprachgeschichte sind eine lange Zeit. In dieser Zeit hat sich die deutsche Sprache ja sicher stark verändert.

B: Das ist natürlich richtig. Um ein Nacheinander der Veränderungen richtig einordnen zu können, teilt man die Geschichte der deutschen Sprache in vier Perioden ein: Das Althochdeutsche bis etwa 1050, das Mittelhochdeutsche von etwa 1050 bis 1350, das Frühneuhochdeutsche bis etwa 1650, und dann folgt das Neuhochdeutsche. Diese Einteilung geht in ihren Grundzügen auf Jacob Grimm zurück, der von 1785 bis 1863 lebte. Er ist der ältere der beiden Brüder, denen wir die Sammlung der Kinder- und Hausmärchen verdanken. Er war ein bedeutender Gelehrter und der Begründer der deutschen Sprachwissenschaft.

Die Entwicklung der deutschen Sprache verlief allerdings nicht ungestört. Was Karl der Große eingeleitet hatte, führte zwar in der mittelhochdeutschen Periode um 1200 schon zu einer nahezu einheitlichen Schriftsprache, die aus den Mundarten des Altreiches entstanden war. Aber diese Tradition war noch nicht gefestigt. Als die politische Einheit auseinanderbrach, weil das herrschende Geschlecht der Staufer unterging, zerfielen damit auch die Anfänge einer einheitlichen Hochsprache, die Blüte der mittelhochdeutschen Sprache verging rasch. Überall in den geschriebenen Texten tauchten wieder die grobmundartlichen Formen der einzelnen Landschaften auf. So bedurfte es eines neuen Anfangs, der dann mit Martin Luther kam. Mit diesem Reformierer der Kirche entstand allmählich eine neue, einheitliche Schriftsprache.

J: Wenn wir uns jetzt mal dem soziologischen Aspekt zuwenden: Welche sozialen Gruppen haben denn hauptsächlich zur Herausbildung der deutschen Schriftsprache beigetragen?

B: Sehen Sie, schon das Schreiben selbst ist eine Kulturerrungenschaft, und bis in unsere Zeit hinein blieb es ein Vorrecht privilegierter Stände. In althochdeutscher Zeit wurden Texte von Geistlichen für Geistliche verfasst, die ja alle aus den Adelsgeschlechtern



stammten. Auch die höfischen Dichter und die Mystiker der mittelhochdeutschen Periode gehörten dem Adelsstande an und schrieben für adelige Leser und Zuhörer. So hatte in der altdeutschen Epoche die Adelsgesellschaft wie in allen anderen Bereichen auch im deutschen Schrifttum die Führung.

In frühneuhochdeutscher Zeit gewinnen dagegen die Stadtbürger immer mehr Selbstbewusstsein. Deshalb kommen die meisten Schreibenden in dieser Zeit, zum Beispiel auch Martin Luther mit seinen Anhängern und Gegnern, aus stadtbürgerlichen Kreisen. Der Adel passte sich der neuen, breiteren Bildungsschicht an. In der neudeutschen Epoche herrscht die Sprache des Bürgers.

J: Sind denn dann Schiller und Goethe, die Sprachmuster für die Schulerziehung der bürgerlichen Zeit waren, für unsere heutige Sprachgestaltung immer noch die wichtigsten Vorbilder?

B: Nein, das würde ich nicht sagen. Wir leben seit dem Jahre 1945 in einer Gesamtgesellschaft, die man nicht mehr im traditionellen Sinne „bürgerlich“ nennen kann. Noch hat diese neue Gesellschaft ihre eigene, endgültige Form nicht gefunden. Die Sprache unserer Gegenwart ist direkter und derber geworden. Die Schriftsteller nennen die Dinge beim Namen, sie verhüllen nichts, und die Schriftsprache von heute nähert sich der Sprache des Alltags, von der sie im bürgerlichen 19. Jahrhundert weit entfernt war.

Die Suche nach einer neuen Form der Gesellschaft zeigt sich deutlich auch in der Jugendszene: Junge Menschen wenden sich vom Althergebrachten ab und benutzen auch in der Sprache neue Formen der Verständigung, was sich in den ständig neuen Kreationen der Jugendsprache manifestiert. Sie setzen an die Stelle des Hergebrachten einstweilen das Experiment mit neuen Möglichkeiten. Die Entwicklung der Sprache ist also in vollem Gange!

J: Herr Dr. Berger, wir danken Ihnen für dieses sehr interessante Interview.

## **Lektion 3, B2**

### **Sprachelernen, aber wie? – Jugendliche berichten**

#### **1**

Egal, für welche Methode man sich entscheidet: Man muss auf alle Fälle selbst etwas tun. Der Schulunterricht allein reicht nicht aus! Bevor ich zu dieser Erkenntnis kam, vegetierte mein Französisch auf niedrigem Niveau und der Französischunterricht war mit das langweiligste Fach. Dann fuhr ich zwei Wochen zum Schüleraustausch nach Frankreich. Anfangs war ich kaum imstande, mit den Franzosen zu kommunizieren. Nach einigen Tagen kam der große Durchbruch. Und seit dieser Zeit lese ich auch regelmäßig französische Zeitschriften und Bücher zu Hause, ich sehe französische, nicht synchronisierte Filme und ich telefoniere einmal in der Woche mit meiner Austauschschülerin! C'est la vie!

#### **2**

Ich finde, das Beste ist die direkte Kommunikation mit Muttersprachlern. Ich lerne gerade Spanisch und telefoniere jeden Tag per Skype mit jemand, der mit mir Spanisch spricht. Dann geht es auf Deutsch weiter und er lernt Deutsch. Es ist unglaublich, wie schnell man auf diese Weise lernen kann. Man sollte auf jeden Fall den Kontakt mit Ausländern suchen, auch wenn man anfangs nur einzelne Wörter sagen kann. Man kann sich auch vor Ort mit Ausländern treffen, denn in fast jeder Stadt gibt's Treffs, in denen sich Deutsche und Angehörige des

Landes treffen, dessen Sprache man lernen will. Die meisten Auslandsinstitute haben eine Adressenliste von solchen Begegnungsorten.

### 3

Ich habe Englisch und Französisch in der Schule gelernt, das war ja früher der normale Weg, eine Fremdsprache zu lernen. Man musste Grammatik und Vokabeln pauken, was natürlich total langweilig war. Ich würde es besser finden, Fremdsprachen schon als Kind zu lernen, da macht man sich die typischen Eigenschaften des Kindes zunutze, wie zum Beispiel Neugier, Kommunikationsbedürfnis und die Bereitschaft zur Nachahmung. Das ist auch sehr wichtig für die Aussprache, denn ein Kind kann ja jeden x-beliebigen Laut perfekt imitieren. Auf diese Weise bekommt das Kind Fremdsprachen gegenüber eine positive Einstellung, weil es spielerisch lernt, ausgehend von einfachen Alltagssätzen bis hin zu komplexen Sachverhalten.

### 4

Meines Erachtens ist Lernen von Fremdsprachen interessanter und effizienter, wenn man nicht nur gehorsam und passiv aus einem Lehrbuch lernt, sondern mithilfe von Medien selbst etwas in der Zielsprache produziert, wie es zum Beispiel beim PodCasting der Fall ist. Beim PodCasting recherchieren Lernergruppen Themen, die sie interessieren, und produzieren mit einfachen Mitteln eine kleine „Radiosendung“. Die wird dann ebenso einfach über Tools und Plattformen im Internet weltweit verbreitet. Im Vergleich mit konventionellen Unterrichtsmethoden finde ich daran besonders positiv, dass Schüler selbst Texte produzieren, bei denen Inhalte und Lernaktivitäten wirklich authentisch sind, also keine unsinnigen Lernszenarien, nur damit bestimmte Grammatiksätze produziert werden. Gelungene Beispiele aus der Praxis gibt es übrigens genug.

## Lektion 4, A3

### Interview mit einer „Patchwork-Mutter“

M: Moderatorin, L: Andrea Langenfeld

#### Teil 1

M: Nach Schätzungen des Deutschen Jugendinstituts München leben bundesweit zwischen 1 und 1,5 Millionen Kinder in so genannten Patchwork-Familien – mit Vater, Mutter und Kindern aus unterschiedlichen Beziehungen. Bereits jede siebte Familie in Deutschland zählt zu den Patchwork-Familien, die zunehmend die traditionelle Kleinfamilie verdrängen.

Auch wenn es nach Ansicht von Psychologen in diesen Familien auch Konflikte gibt, ist diese Lebensform für Kinder durchaus vorteilhaft, da soziale Kompetenz und Kompromissbereitschaft besonders trainiert werden.

Frau Langenfeld, unser heutiger Gast, lebt mitten in einem kleinen Dorf in Hessen in der „Villa Kunterbunt“. Frau Langenfeld, wer lebt alles in diesem Haus?

L: Also dort leben mein Lebensgefährte Norbert Schmitz, unser gemeinsamer Sohn Paul, der jetzt drei Jahre alt ist, die Eltern von Norbert und ich natürlich. An den Wochenenden wächst die Kleinfamilie zu einer großen Patchwork-Familie an, wenn meine Kinder Anna, die jetzt 13 ist, der 12-jährige Jonas aus meiner ersten Ehe und Philipp, ebenfalls 13 Jahre alt, aus Norberts erster Ehe anreisen. Unsere neue Familie

hat vor sieben Jahren zusammengefunden, als Norbert und ich uns nach unseren jeweiligen Scheidungen kennen lernten.

## Teil 2

M: Wie würden Sie das Verhältnis der Familienmitglieder untereinander beschreiben?

L: Im Laufe der Zeit hat sich das Verhältnis verändert. Am Anfang waren wir einfach ein Paar, das seine eigenen Kinder an den Wochenenden mitgebracht hat, aber noch keine Familie, wir haben noch nicht zusammen gewohnt. Erst als Paul auf die Welt kam, sind Norbert und ich zusammengezogen. Das hat die Situation total verändert. Aber da unsere Kinder sich bereits aneinander gewöhnen konnten, war die Umstellung für sie nicht so groß. Sie sind miteinander vertraut und fangen sowieso an, immer mehr ihre eigenen Wege gehen. Zu Paul haben alle drei ein besonders enges Verhältnis, sie verwöhnen ihn, wann immer sie Zeit und Lust dazu haben.

M: Aha. Wie war das Verhältnis untereinander am Anfang Ihrer Beziehung?

L: Anfangs war es etwas kompliziert. Es kam hin und wieder zu eifersüchtigen Attacken. Norberts Sohn Philipp ist ein Einzelkind und war es einfach gewöhnt, dass sein Vater ihm sehr viel Aufmerksamkeit entgegen bringt. Er war sehr eifersüchtig auf mich, weil ich mit seinem Vater so viel Zeit verbrachte. Jedes der Kinder hatte seine eigene Art, mit der neuen Situation umzugehen. Mein Sohn zum Beispiel hat immer wieder ins Bett gemacht und damit schweigend seinen Protest geäußert, meine Tochter war da weniger still. Sie hat lauthals herausgebrüllt, dass sie uns alle blöd findet und lieber auch die Wochenenden bei ihrem Vater verbringen will. Das tat weh. Inzwischen hat sich das aber gegeben.

M: Wie sind Sie mit diesen Konflikten umgegangen?

L: Wir haben versucht, die Reibereien aufzulösen, indem wir ein paar ganz klare Regeln aufgestellt haben. Zum Beispiel wollte Philipp immer bei uns im Bett schlafen. Das ging natürlich nicht. Wir haben es weder ihm noch den anderen Kindern erlaubt. Stattdessen hat sich jedes Elternteil die Zeit genommen, mit seinen eigenen Kindern etwas zu unternehmen und bestimmte Rituale, die es schon vor der neuen Familie gab, beizubehalten.

M: Haben Ihre Kinder dadurch gelernt, die neue Familie zu akzeptieren?

L: Ja. Wir haben in der ganzen Zeit versucht, sie mit Aktivitäten aufzufangen und ihnen die Möglichkeit gegeben, miteinander vertraut zu werden. Wir haben unsere gesamte Freizeit zusammen verbracht, wir sind Fahrrad gefahren, waren schwimmen, sind gerudert. Alles, was uns so einfiel. Ich glaube, ein Schlüsselerlebnis war ein Zelturlaub. Die Kinder haben zusammen in einem Zelt geschlafen, was bei ihnen so was wie ein „Wir-Gefühl“ ausgelöst hat. Sie waren aufeinander angewiesen, konnten zusammen Blödsinn machen, fühlten sich von uns unabhängig. Mittlerweile verstehen sie sich ziemlich gut. Natürlich mit den üblichen kleineren Reibereien, die überall vorkommen.

M: Und wer von Ihnen regelt diese „üblichen Reibereien“?

L: Wir haben nie offen darüber gesprochen, wer wessen Kinder wie erziehen darf. Allerdings haben wir gesagt, dass jeder für seine Kinder die Absprachen trifft, und dass wir uns gegenseitig darüber informieren. Zum Beispiel wenn Norbert seinem Sohn nicht erlaubt, Fernsehen zu gucken, dann sage auch ich nein. Alles andere ergibt sich aus der jeweiligen Situation. Das war anfangs etwas schwierig, aber jetzt respektieren die Kinder die jeweiligen neuen Elternteile und achten auf das, was man ihnen sagt, egal von wem es kommt.

M: Sie wohnen in einem kleinen Dorf in Hessen. Wie sieht die Nachbarschaft Ihrer Familie?

- L: Wir leben hier in einem alt eingesessenen Ortskern, mein Lebensgefährte ist hier aufgewachsen und somit im Dorf bekannt. Die Leute sind manchmal sehr neugierig und versuchen zu erfahren, was bei uns so vor sich geht. Einige drücken auch klar aus, dass sie beispielsweise nicht verstehen, dass meine Kinder ihren festen Wohnsitz bei ihrem Vater haben. Wenn ich aber anfangs, meine Geschichte zu erklären, wollen sie das eigentlich gar nicht hören, sie haben ihr eigenes Familien-Bild im Kopf und wollen nur ihre feste Meinung bestätigt sehen.
- M: Nun werden ja mehr als die Hälfte der Patchwork-Familien wieder geschieden. Haben Sie das Gefühl, dass Ihre Familie stabil ist?
- L: Ich denke immer, dass wir von Glück sagen können, dass die Kinder alle gesund sind, dass keines der Kinder ein wirklich ernsthaftes Problem hat. Das sehe ich als Geschenk an. Ich glaube, ansonsten müsste die Familie ihre Stabilität sehr stark unter Beweis stellen, denn jetzt ist sie oftmals schon ein riesiger Organisationsapparat. Aber im Grunde genommen halte ich unsere Familie für nicht anfälliger als andere Familien auch, insbesondere, da auch die Kinder immer älter werden und zunehmend ihre eigenen Wege gehen. Doch ja, ich glaube, wir sind schon eine ziemlich stabile Familie, auch ohne Trauschein und ohne traditionellen Kern.

## Lektion 4, C2

### Interview zum Thema „Junge Familien in Europa“

M: Moderatorin, J: Herr Joschko, G: Frau Dr. Gerber

- M: Einen wunderschönen guten Abend und herzlich Willkommen bei unserer Sendung „Junge Familien in Europa“.
- Wir haben zwei Experten zu Gast, die sich mit dem Thema Familie aus zwei ganz unterschiedlichen Perspektiven befassen: Herr Joschko, Sozial-Psychologe aus Berlin, beschäftigt sich mit dem Thema Kinderwunsch, und Frau Dr. Gerber, Politologin, ebenfalls aus Berlin, wird uns von der Bedeutung der Gleichberechtigung in der Familie berichten.
- Herr Joschko, es heißt immer, dass sich die Europäer mehr Kinder wünschen, als sie tatsächlich bekommen. Was meinen Sie, warum tun sich heute junge Paare so schwer, sich für ein Kind zu entscheiden?
- J: Viele Paare wägen vorsichtig ab, ob die vorzeitige Erfüllung des Kinderwunsches vielleicht negative Konsequenzen mit sich bringt. Vielleicht verpasst man den besten Teil seines Lebens? Oder man möchte zuerst das Studium abschließen, dann vielleicht noch einen Auslandsaufenthalt oder ein Aufbaustudium dranhängen oder einfach nur durch die Welt reisen. Und wenn die jungen Leute ins Arbeitsleben eintreten, dann stehen vor allem die Berufschancen und die Karriere im Vordergrund. Lauter wichtige Punkte, die zu bedenken sind und bei denen man sich bestmöglich entscheiden muss!
- M: Herr Joschko, wissen Sie, ob es Unterschiede zwischen den Geschlechtern gibt, was den Kinderwunsch betrifft?
- J: Ja, in Deutschland sieht es so aus, dass sich Männer eher mehr – also drei oder vier – Kinder wünschen. Frauen eher weniger.
- M: Und worin sehen Sie die Ursachen dafür?
- J: Vielleicht wünschen sich Frauen eher weniger Kinder, weil sie den Großteil der „Kosten“ tragen müssen. Mit Kosten meine ich nicht den finanziellen Aufwand,

sondern eher den Zeitaufwand, die körperliche Anstrengung von Schwangerschaft und Geburt.

M: Spielt das Bildungsniveau auch eine Rolle bei der Familiengründung?

J: Interessanterweise ja. Ein hoher Bildungsstand wirkt sich bei den Männern förderlich, bei den Frauen jedoch hinderlich auf Familiengründung aus. D.h., dass Männer mit hohem Bildungsstand eher und früher bereit sind, eine Familie zu gründen als das bei Frauen mit gleichem Bildungsniveau der Fall ist.

M: Vielen Dank, Herr Joschko. Frau Dr. Gerber: Es gibt die weit verbreitete These: Je mehr Wohlstand, desto weniger Kinder. Würden Sie sich dieser These anschließen?

G: Nein, auf keinen Fall. Diese These ist spätestens seit Mitte der 1980er Jahre nicht mehr zu halten. Nehmen wir das Beispiel Skandinavien: Diese Länder sind – wirtschaftlich gesehen – sehr stark. Trotzdem weisen sie eine vergleichsweise hohe Geburtenrate auf. Gleichzeitig ist in vielen Ländern Mittel- und Osteuropas die Zahl der Geburten zurückgegangen. Dort fehlt es an ökonomischer und sozialer Stabilität.

M: Und welche Theorie finden Sie überzeugend?

G: „Wo Mann und Frau gleichberechtigt sind, gibt es mehr Kinder“. Also, wo Männer und Frauen Chancen auf Vereinbarkeit von Familie und Beruf sehen, ist die Kinderzahl hoch. Das ist zum Beispiel in Frankreich und den skandinavischen Ländern der Fall. Dagegen ist die Kinderzahl in den Ländern niedrig, wo dies nicht der Fall ist, wenn zum Beispiel die Frau die Familiengründung hinausschiebt, weil sie Angst um ihren Arbeitsplatz hat.

M: Ja, aber in der Verfassung der europäischen Staaten ist doch die Gleichstellung von Mann und Frau gewährleistet.

G: Auf dem Papier schon. Aber in der Praxis? Frauen haben auf dem Arbeitsmarkt in vielerlei Hinsicht noch nicht den Status des Mannes erreicht. Und in der Familie? Kinder und Hausarbeit liegen doch vorwiegend im Aufgabenbereich der Frau. Ich möchte an dieser Stelle aber einen ganz wichtigen Unterschied ansprechen, was die Gleichberechtigung auf dem Arbeitsmarkt und die Gleichstellung von Mann und Frau im Familienleben betrifft: In der Familie müssen die Männer um einen Platz kämpfen, der bisher für die Frauen reserviert war. Eine Emanzipation der Männer innerhalb des Familienlebens hat noch nicht stattgefunden. Ebenso wenig die Emanzipation der Frau auf dem Arbeitsmarkt. Eine Ausnahme bilden hier die skandinavischen Länder: Diese erfüllen eine Vorbildfunktion innerhalb der EU.

M: Können Sie da konkrete Beispiele anführen?

G: Ja, natürlich. Während meines letzten Aufenthaltes in Dänemark ist mir aufgefallen, dass Männer in der Öffentlichkeit mit ihren Kindern viel lockerer umgehen als zum Beispiel in Mitteleuropa. Beispielsweise gehen sie mit ihrem Nachwuchs zum Babyschwimmen oder sie wickeln ihre Babys in der Öffentlichkeit. Sie fühlen sich nicht mehr als Assistent der Mutter, wie das in früheren Zeiten der Fall war. Oder nehmen wir den Erziehungsurlaub in Island: Es gibt drei Monate für die Mutter, drei Monate für den Vater und noch drei Monate für Vater oder Mutter. Das bedeutet, dass der Vater in den ersten Lebensmonaten seines Kindes mindestens drei Monate mit ihm zusammen sein kann.

M: Wächst hier eine neue, andere Elterngeneration heran?

G: Möglicherweise. Vielleicht wird die Geburt nicht mehr als großer Einschnitt ins Leben angesehen, sondern als eine logische Fortsetzung ohne allzu große Veränderungen. Denn oft sind die Jugendlichen oder jungen Leute schon früher im Leben mit großen Veränderungen konfrontiert gewesen, wie Studium nicht am Heimatort, ein längerer Auslandsaufenthalt, ein nicht ganz einfacher Berufseinstieg und so weiter.

M: Frau Dr. Gerber, Herr Joschko, ich bedanke mich für das interessante Gespräch.

## Lektion 5, B1

### Interview mit Jörg: ERASMUS – ein Erfahrungsbericht

R: Reporter, J: Jörg

R: Jörg, du kommst aus Göttingen und hast mit Erasmus sechs Monate in Graz verbracht. Warum hast du dich für Graz entschieden?

J: Zuerst hat mich die zentrale Lage der Stadt innerhalb von Europa begeistert. Man kann ganz schnell nach Slowenien oder Ungarn fahren, auch nach Italien ist es nicht weit. Aber auch Österreich selbst hat eine sehr abwechslungsreiche Landschaft. Ich laufe gerne Ski oder gehe wandern, und da bietet sich reichlich Gelegenheit. Aber auch kulturell und historisch hat Graz ungeheuer viel zu bieten: Musik, Theater, Museen, Clubs und so weiter, und mir gefällt das Nebeneinander von Mittelalter, Renaissance, Barock und modernen Baustilen.

R: Und wie sieht es mit der Universität aus?

J: Graz hat drei Universitäten. Die Größte ist die Karl-Franzens-Universität, wo 23.500 Studenten studieren. Dann gibt es noch die Technische Universität und die Universität für Musik und Darstellende Kunst mit 1.500 Studierenden. Graz ist eine richtige Studentenstadt: Von den insgesamt 250.000 Einwohnern sind 36.000 Studenten und deshalb gibt es auch eine Menge Studentenkneipen und -cafés, vor allem in der Innenstadt und in Uni-Nähe. Aber auch Studentenpartys finden statt, von denen man auf Aushängen an der Uni erfährt.

R: Jörg, du studierst Medizin. Kannst du uns ein paar Informationen über die Lehrveranstaltungen an der Uni sagen, an denen du teilgenommen hast?

J: Ja, klar. Das Studienjahr ist in Module eingeteilt, von denen ich drei Module belegt habe: Psychiatrie zusammen mit Medizinischer Psychologie, Pädiatrie und Neurologie. So heißen die Fächer in Deutschland. Die Module dauern knapp 6 Wochen, man ist jeden Tag an der Uni und besucht Vorlesungen, Seminare und Übungen. Am Ende des Moduls schreibt man eine Klausur, die aus 60 Multiple-Choice-Aufgaben besteht und für die man 75 Minuten Zeit hat. Es ist zwar ein anderes System als in Deutschland, das vielleicht ein bisschen verschulter ist als bei uns, aber das Niveau ist ähnlich wie bei uns, und man kann sich sehr schnell zurechtfinden.

R: Werden die Kurse auf deine Studienzeit angerechnet?

J: Ja, das verlief alles ganz problemlos. Ich würde allerdings jedem empfehlen, sich mit den Professoren an der Heimatuniversität in Verbindung zu setzen und im Einzelfall abzuklären, was dieser anrechnen wird. Es wäre sehr ärgerlich, einen Kurs zu belegen und dann im Nachhinein zu erfahren, dass einem der Kurs nicht angerechnet wird. Das verlängert dann unnötig die Studienzeit.

R: Wie ist es mit der Wohnungssuche?

J: Wenn man möchte, kümmert sich der ÖAD, also der Österreichische Austauschdienst, um die Wohnungssuche. So war das bei mir: Der ÖAD hat mir schon längere Zeit vorher ein Formular zugeschickt, wo nach Wünschen gefragt wird: ob man im Studentenwohnheim wohnen möchte oder in einer Wohngemeinschaft, wie viel Geld man ausgeben kann und so weiter. Auf diese Weise habe ich ein sehr schönes Zimmer in einer WG vermittelt bekommen, ganz in der Nähe der Karl-Franzens-Universität,

funktional und ausreichend eingerichtet. Da wohnten auch noch andere Erasmus-Studenten, was besonders am Anfang natürlich eine große Hilfe war.

R: Hast du dich schnell eingelebt?

J: Ja, das war wirklich total problemlos. Es gibt ja Erasmus-Ansprechpartner, an die man sich jederzeit wenden kann und die einem notfalls auch helfen, zum Beispiel bei der Anmeldung auf dem Einwohnermeldeamt.

Und einsam habe ich mich keinen Moment gefühlt. Das war maßgeblich auch darauf zurückzuführen, dass das ESN, das ist das Erasmus Student Network, viel für die Freizeit organisiert hat: Ausflüge nach Wien, Budapest, Schi-Fahrten, regelmäßige Stammtische, Erasmus-Partys und eine ganze Menge Aktivitäten in der Stadt und in der näheren Umgebung. Das hat sehr dazu beigetragen, dass ich viele andere Erasmus-Studenten aus ganz Europa kennengelernt habe.

R: Erzähl uns ein bisschen über den Alltag dort.

J: Ja, zum Beispiel das Einkaufen: In Österreich gibt es ähnliche Supermärkte wie in Deutschland, allerdings sind die Lebensmittelpreise in Österreich etwas höher. Auch das Essen in der Mensa ist ziemlich teuer, fast doppelt so teuer wie in Göttingen. Es gibt aber um die Uni herum einige Lokale, wo man gut und billig essen kann. Telefonieren mit Handy ist übrigens in Österreich billiger als in Deutschland. Man bezahlt lediglich 30 Euro Gebühr mit 30 Euro Gesprächsguthaben.

Noch ein tolles Angebot der Universität: Im Unisportzentrum gibt es ein großes Angebot an Sportveranstaltungen. Als Erasmus-Student hat man zu Semesterbeginn sogar einen extra Einschreibetermin. Ein Kurs für das ganze Semester kostet ab 12 Euro aufwärts, das ist erschwinglich.

R: Wie würdest du deinen Aufenthalt insgesamt beurteilen?

J: Ich habe viele neue Erfahrungen gesammelt, viele nette Leute aus ganz Europa kennengelernt. Ich habe viel von Österreich gesehen und auch von einigen umliegenden Ländern.

Dass ich gleichzeitig auch in meinem Studium weitergekommen bin, betrachte ich als Glücksfall, es hat sicher auch damit zu tun, dass ich keine Sprachbarrieren zu überwinden hatte. Ich kann anderen interessierten jungen Leuten nur zu einem solchen Aufenthalt raten! Er lohnt sich in jedem Fall! Und es hat großen Spaß gemacht!

## Lektion 5, C3

### Interview mit dem PETO-Mitglied Bianca Rosenstetter

R: Reporter, B: Bianca Rosenstetter

R: Bianca, du bist seit zwei Jahren Mitglied in der Jugendpartei PETO, wie übrigens auch viele andere Schüler in Monheim. Heißt das, dass die Jugendlichen deiner Altersgruppe politisch aktiv sind?

B: Ja, genauso muss man das interpretieren. Ich interessiere mich für aktive Politik, wo ich selbst was bewirken kann. Den Politikunterricht an meiner Schule finde ich eher langweilig. Da geht es nur darum, was die großen Parteien wollen. Die setzen sich aber nicht für unsere Probleme ein.

R: Kannst du uns ein paar Beispiele nennen?

B: Nach der letzten Wahl haben wir gefordert, dass ein Jugendcafé eingerichtet wird. Dass dieses zusätzliche Treffangebot nötig ist, haben auch eine vom Jugendamt durchgeführte Umfrage unter Jugendlichen und das Monheimer Jugendparlament

bestätigt. Wir wollen außerdem dafür sorgen, dass Sportplätze und Jugendeinrichtungen nicht den Sparmaßnahmen zum Opfer fallen. Diese Einrichtungen sind wichtig für die Jugendlichen, die müssen bleiben, das sollten auch die Politiker der anderen Parteien einsehen.

R: Worin unterscheidet sich PETO von einer der etablierten Parteien?

B: Besonders wichtig ist das Alter, und zwar nicht nur der Wähler und der Parteimitglieder, sondern auch unserer Wahlkandidaten. Das war 18,3 Jahre bei der ersten Wahl und ist auch jetzt kaum höher, weil wir uns immer darum bemühen, jüngeren Leuten eine Chance zu geben. Deshalb kandidieren zusammen mit Kandidaten, die schon länger dabei sind, auch Jüngere zwischen 18 und 20. Es gibt so etwas wie ein ungeschriebenes Gesetz, dass ältere Parteimitglieder uns zwar finanziell unterstützen – sie bezahlen wie alle Parteimitglieder regelmäßig Mitgliedsbeiträge – , aber sie werden nicht aktiv, das heißt sie kandidieren nicht für den Stadtrat.

R: Wie gründet man eigentlich eine Partei?

B: Das ist ganz einfach: In Deutschland können schon drei Personen eine Partei gründen. Das Alter spielt dabei kaum eine Rolle. Ab dem 14. Lebensjahr ist man „parteimündig“. Das heißt man darf ohne Einwilligung der Eltern in eine Partei seiner Wahl eintreten. Das bedeutet, dass man ab diesem Alter auch berechtigt ist, eine Partei zu gründen. Wichtig ist, dass man die Partei beim Finanzamt anmeldet und beim Bundeswahlleiter. Dort wird unter anderem geprüft, ob die Satzung, das Programm und die Wahl des Vorstands mit dem Parteiengesetz übereinstimmen. Außerdem muss eine Partei überregional strukturiert sein, also landesweit aktiv sein, nicht nur kommunal.

R: Alle waren ja sehr beeindruckt von dem großen Erfolg, den PETO 1999 bei der Kommunalwahl auf Anhieb hatte. Wie ging es dann weiter?

B: Damals bekamen wir 6,1 Prozent der abgegebenen Stimmen und damit zwei Abgeordnete im Stadtrat. Bei der nächsten Kommunalwahl in Nordrhein-Westfalen erreichte PETO sogar 16,6 Prozent aller Stimmen und wurde nach CDU und SPD die drittstärkste Fraktion im Monheimer Stadtrat. Das heißt, dass PETO mit sieben Abgeordneten im Stadtrat vertreten war und eine ernst zu nehmende Größe darstellt. Seit der Wahl 2009 sind wir genauso stark wie die CDU und stellen den Bürgermeister.

R: Ist es nicht sehr arbeits- und zeitintensiv, wenn man als gewähltes Ratsmitglied im Stadtrat arbeitet? Wie ist das parallel zur Schule zu schaffen?

B: Ja, das ist richtig, das Mandat ist arbeits- und zeitintensiv. Unsere PETO-Stadträte sind Schüler und Schülerinnen, Auszubildende und Studenten. Sie stehen kurz vor dem Abitur oder anderen Prüfungen und müssen zusätzlich zu ihrer Vorbereitung jetzt auch noch die Arbeit im Stadtrat machen. Auch die Arbeit in den Ausschüssen ist extrem zeitraubend. Dort wird die Politik vorbereitet, über die der Rat zu entscheiden hat. Ausschüsse gibt es für alle Bereiche: für Bildung, Kultur und Sport, für Umwelt, Verkehr und Stadtplanung. Die Vertreter, die PETO in diese Ausschüsse schickt, müssen sich gut in die Sachfragen eingearbeitet haben, und das kann schon bis zu 10 Stunden in der Woche beanspruchen. Da die Arbeit aber Spaß macht, sind alle bereit, einen Teil ihrer Freizeit zu opfern. Und wenn jemand einen Termin gar nicht einrichten kann, ist es auch kein Problem, sich vertreten zu lassen, weil wir alle an einem Strang ziehen und uns gerne gegenseitig helfen.

## Lektion 6, A3

### Interview mit dem Referenten für Artenschutz, Martin Klatt



PW: Planet Wissen, K: Martin Klatt

PW: Naturschutz in Deutschland, das wäre ohne die vielen ehrenamtlichen Helfer, die in ihrer Freizeit im Dienste von Tieren, Pflanzen und Landschaft aktiv sind, gar nicht machbar. Nur ein kleiner Teil ist im Auftrag von Behörden oder Naturschutzvereinen unterwegs. Herr Klatt, zu letzteren gehören ja auch Sie. Sie sind Naturschützer von Beruf, und arbeiten für den NABU, den Naturschutzbund Deutschland. Wie muss man sich Ihre Arbeit vorstellen?

K: Es gibt natürlich auch hier eine ganze Menge Bürotätigkeit, die weniger spannend ist. Aber ich bin doch ziemlich häufig draußen in der Natur. Zum Beispiel gehe ich viel mit Schulkindern oder Kindergartenkindern in die Natur und zeige ihnen die verschiedenen Lebensräume, die es bei uns gibt. Also Wälder, Wiesen, Wasser, sei es jetzt ein See, ein Tümpel oder ein Bach.

PW: Sie sind auch oft bei Führungen mit Erwachsenen unterwegs. Ist das so ein großer Unterschied?

K: Das Thema ist eigentlich das Gleiche, nur ist die Herangehensweise eine etwas andere. Bei den Erwachsenen geht es dann doch mehr auf die Informationsebene. Aber eine meiner wichtigsten Aufgaben ist der Versuch, den Leuten immer den Wert und die Schönheit der Natur nahezubringen. Das ist ja ein Wert, der einen emotional berührt und das, finde ich, darf auf keinen Fall verloren gehen.

PW: Regelmäßig Menschen für die Natur zu begeistern ist ja nur ein Teil Ihres Aufgabengebietes als Naturschützer - und mit Sicherheit der ruhigere. Wie sieht der andere Teil Ihrer Arbeit aus, wenn Sie sich ganz aktiv für den Schutz der Natur einsetzen?

K: Für mich gibt es da zwei Arbeitsfelder. Das eine ist, dass man die Natur pflegt. Es gibt ja bestimmte Lebensräume, Wiesen zum Beispiel, die hören auf zu existieren, wenn man sie nicht regelmäßig pflegt. Denn dann wächst dieser Lebensraum mit Sträuchern zu, irgendwann steht da mal Wald. Darum gehört zu meiner Arbeit auch, regelmäßig zu mähen und die Gehölze zu entfernen, damit Wiesen erhalten werden. Das ist, wenn man so will, aktiver Naturschutz, indem man selber tätig wird. Auch das machen wir zusammen mit Kindern und Erwachsenen. Dann ist da noch sozusagen der Klassiker: Wir bauen Nistkästen für Vögel oder für Insekten. Das gehört auch dazu. Das ist im Grunde der praktische, der handwerkliche Teil.

PW: Was sind so typische Aktionen, in denen Sie als Naturschützer mobil werden, wenn es um Eingriffe in die Natur geht?

K: Wenn zum Beispiel eine Straße durch ein wertvolles Gebiet gebaut werden soll, oder wenn eine Gemeinde wieder mal ein neues Baugebiet in die freie Landschaft setzt und damit auch wieder Tiere und Pflanzen bedroht. Dann melden wir uns da zu Wort, indem wir zunächst mal „nur“ dazu unsere Stellungnahmen abgeben, und versuchen das auch in den Planungsverfahren geltend zu machen.

PW: Können Sie solche Vorhaben dann verhindern?

K: Da muss man ehrlich sein - verhindern kann man solche Vorhaben in den seltensten Fällen. Wenn es denn aber so ist, dass die Stellungnahmen unsererseits nicht berücksichtigt werden und dass dann wirklich ein „oberfieses“ Verhalten im Sinne des Naturschutzes durchgedrückt werden soll, dann passiert es auch, dass wir klagen. Dann gehen wir vor Gericht und versuchen die Interessen des Naturschutzes gegen Projektinteressen durchzusetzen.

PW: Einige Wildtiere, die einst bei uns ausgerottet waren, kehren wieder nach Deutschland zurück. Und schon konkurrieren wir wieder mit ihnen. Liegt es Ihrer Meinung nach in

der Natur des Menschen, dass wir immer beseitigen wollen, was sich an unserem Tisch beteiligt?

K: Da bin ich sicher, dass das so ist. Deswegen kann man da den Leuten auch nur bedingt böse sein. Heute aber wäre ein Bär oder Wolf für uns gar kein Nahrungskonkurrent mehr. Das ist ja albern. Also das kann einem ja keiner erzählen, dass die Wölfe uns alle Schafe wegfressen und wir deswegen nicht überleben können.

Da sehe ich auch eine wichtige Aufgabe des Naturschutzes im Allgemeinen, dass man da mal die Koordinaten richtigrückt und klarmacht: Wir sind so eine reiche Gesellschaft, wenn wir es uns nicht erlauben können, Wölfe oder auch Bären oder den Luchs bei uns willkommen zu heißen, ihn überleben zu lassen, ja bitteschön, wer soll das denn dann können. Mit welchem Recht können wir denn dann zum Beispiel von den Indern fordern, sie sollen den Tiger leben lassen. Dort reißt ein vom Tiger erbeutetes Schaf ein unendlich viel größeres Loch, als der Verlust eines Tieres aus einer Herde bei uns. Ich denke, es ist immer auch eine wichtige Aufgabe, ethische und moralische Fragen anzusprechen.

PW: Sie sagen, man muss „die Koordinaten richtigrücken“. Das heißt ja, Sie müssen zum Umdenken bewegen, auch und vor allem in der Politik. An dieser Stelle ist der Naturschutz zwar „political correct“, aber offenbar nicht selten so etwas wie ein notwendiges Übel. Wie geht man das an?

K: Da ist es oft so, dass man auf politischer Ebene manchmal Koalitionen schmieden muss. Zum Beispiel kann der NABU zusammen mit der Jägerschaft an die Öffentlichkeit gehen und auch mal der Politik gegenüber klar signalisieren: Wir möchten gerne den Wolf bei uns haben. Wir finden das gut!

Die Jägerschaft ist eine gesellschaftliche Gruppierung, die gute Beziehungen in die Politik hat. Und wenn wir als NABU, der ja gerne als dauernder Opponent angesehen wird, mit so einer Gruppierung versuchen, Inhalte zu transportieren, dann klappt das oftmals ganz gut.

PW: Trotzdem haben einige Leute ein Problem mit der Rückkehr der großen Wildtiere. Sei es, dass sie um ihr Vieh fürchten oder auch nur, dass ihnen vielleicht mulmig ist, in einem Wald spazieren zu gehen, wenn sie wissen, dass es dort wieder Luchse oder Wölfe gibt. Hier sind Sie gefordert, zu vermitteln und Aufklärungsarbeit zu leisten. Wie erreichen Sie diese Leute?

K: Der einfachste Weg ist zunächst immer wieder mit Informationen, sei es im Internet oder mit Broschüren – wie zum Beispiel die Broschüre „Willkommen Wolf“, die der NABU herausgebracht hat. Da wird anschaulich erzählt, was zu erwarten ist, wenn die Wölfe wieder da sind. Und sie sind ja schon da.

Ein anderes Beispiel, wie wir versuchen, die Menschen wieder für die Wildtiere zu sensibilisieren: Wir werden im Schwarzwald in der Nähe von Baden-Baden einen sogenannten Luchs-Trail installieren. Wir werden Familien auf einen Wildnispfad einladen. Auf diesem Pfad durch den Wald können sie viel über dieses Tier erfahren. Wir wollen auf diese Art und Weise den Versuch unternehmen, das Tier vorzustellen, aber auch Sympathien und Verständnis zu wecken. Und wir wollen Lobbyarbeit für dieses Tier betreiben.

PW: Landwirte, deren Schafe vom Luchs gerissen wurden, sind sicher erst mal weniger begeistert über diese Entwicklung. Wie schaffen Sie es, auch bei diesen Leuten die Akzeptanz zu wecken?

K: Für diese Fälle haben wir einen „Riss-Fonds“ eingerichtet. Wenn nachweislich der Luchs ein Schaf gerissen hat, dann bezahlen wir den Landwirten den materiellen

Schaden. Damit haben wir vom NABU vor etwa fünf Jahren angefangen. Mittlerweile ist auch das Land mit einem Entschädigungsfonds dabei.

PW: Würden Sie Ihren Beruf gegen einen anderen eintauschen wollen? Oder haben Sie für sich das Richtige gefunden?

K: Wenn es nicht so wäre, dass ich immer wieder mit Leuten auch rausgehe und diese positiven Erlebnisse habe, wie sie Natur erleben, wenn ich immer nur gegenrudern müsste, glaube ich nicht, dass ich das auf Dauer machen wollte. Aber diese Mischung, dass man auf der einen Seite sieht, wofür es sich lohnt zu kämpfen, dass die Leute auch wahrnehmen, wenn man Dinge so nicht laufen lassen kann, daraus kann ich auch die Kraft schöpfen, den Kampf aufzunehmen. So lange das so ist und auch die positiven Seiten überwiegen, möchte ich den Job weitermachen.

## Lektion 6, C

### Tierische Helfer – eine Reportage zum Thema „tiergestützte Therapie“

#### 1

Unser Seniorenheim befindet sich auf einem ehemaligen Bauernhof in Schleswig-Holstein. Das Besondere hier ist, dass wir sowohl Hühner, Hunde und Ziegen haben, die zum Bauernhof gehören, als auch unsere eigenen Haustiere, die wir beim Einzug ins Seniorenheim mitbringen durften. Mein Arzt hat festgestellt, dass wir älteren Menschen hier viel kontaktfreudiger sind als in anderen Seniorenheimen ohne Tiere, denn die Tiere bieten uns immer wieder Gesprächsanlass untereinander. Seit ich hier bin sind meine Blutdruckwerte deutlich besser, ich werde selten krank und ich brauche weniger Medikamente.

#### 2

In unserem Zentrum für autistische Kinder und Jugendliche haben wir sehr gute Erfahrung mit tiergestützter Therapie gemacht. Autistische Kinder sind ja meist unfähig zu kommunizieren und leben in ihrer verschlossenen Welt. Über das Tier, meist Hunde, finden diese Kinder einen besseren Kontakt zu ihren Mitmenschen: Plötzlich kann man Gefühle bei diesen ganz besonderen Kindern erkennen. Das Kind streichelt das Tier oder zeigt lautstark seinen Unmut, wenn es von „seinem“ Tier getrennt wird. Ein Verhalten, dass wir vor der Therapie nicht beobachten konnten.

#### 3

Als Sozialarbeiter einer Jugendstrafanstalt in Mecklenburg-Vorpommern kann ich tiergestützte Therapie nur begrüßen. Wir beherbergen auf unserem Areal Ponys, Schafe und Ziegen. Jugendlichen Gewaltverbrechern fehlt oft das Mitgefühl für andere Menschen. Mitgefühl lernt man eigentlich innerhalb der Familie, aber diesen Jugendlichen war das oft nicht möglich. Die Fähigkeit mitzuleiden, können jugendliche Gefangene im Umgang mit Tieren lernen: Sie lernen Beziehungen zu anderen Lebewesen aufzubauen. Sie haben Erfolgserlebnisse bei der Pflege der Tiere, lernen Verantwortung zu übernehmen und bekommen neuen Lebensmut. In unserer Anstalt haben die Aggressionen unter den Jugendlichen eindeutig abgenommen. Damit sind sie auf dem besten Wege zur Resozialisierung.

#### 4

Unser kleiner Christian war schon 5 Jahre alt, als wir endlich einen Platz in einem Delphintherapiezentrum bekamen. Zum damaligen Zeitpunkt konnte er sich nur mit Hilfe

seiner Hände vorwärts bewegen. Sprechen konnte er auch nicht. Er war nur zu unartikulierten Lauten in der Lage. Meine Frau und ich konnten es kaum glauben, als unser Sohn nach einer zweiwöchigen Delphin-Therapie fünf Schritte selbstständig tun und durch die gleichzeitige logopädische bzw. psychologische Behandlung auch schon bis fünf zählen konnte. Überglücklich traten wir die Heimreise an und bewarben uns sofort wieder für einen Platz in so einem Therapiezentrum.

## **Lektion 7, A2**

### **Reportage zum Thema „Physik geht uns alle an“**

Physik geht uns alle an. Das dürfte wohl niemand bestreiten, doch wenn wir einen Blick in die Klassenzimmer werfen, stellen wir fest, dass Mädchen weniger Interesse am Physikunterricht zeigen als Jungen. Auch bleiben ihre Leistungen hinter denjenigen vieler Jungen zurück. Warum ist das so? Warum glauben Schülerinnen weit eher als Schüler, die Physik gehe sie nichts an? Warum finden sich so wenige Frauen in physikalisch-technischen Berufen?

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, ob es an Unterschieden in der Begabung liegen könnte. Oder werden die Mädchen nicht ausreichend gefördert? Was könnte pädagogisch bzw. methodisch-didaktisch unternommen werden, um den Physikunterricht beiden Geschlechtern zugänglicher zu machen?

Noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts war es üblich, vor allem auf dem Gymnasium Mädchen und Jungen in getrenntgeschlechtlichen Klassen zu unterrichten. Insbesondere Frauenrechtlerinnen kämpften für den gemeinsamen Unterricht der Geschlechter, mit dem Ziel, den Frauen gleiche Chancen in Beruf und Politik zu ermöglichen. Die Bemühungen hatten Erfolg: In den 1960er und 1970er Jahren stellten in der Schweiz die meisten Gymnasien auf koedukativen Unterricht um.

Jetzt belegen jedoch verschiedene Schulforschungsprojekte, dass der gemeinsame Unterricht den Mädchen in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern kaum Vorteile gebracht hat. Es sieht sogar so aus, dass die Koedukation den Schülerinnen den Zugang zu Fächern wie Mathematik, Physik und Chemie eher erschwert hat. Vor allem im Physikunterricht zeigen verschiedene Studien Motivations- und Leistungsprobleme der Schülerinnen.

Eine Analyse der Situation macht vor allem zwei Gründe dafür verantwortlich, warum der Physikunterricht für Mädchen weniger attraktiv ist als für Jungen. Dies sind einerseits die Geschlechterstereotype und außerdem die geschlechtertypischen Interessenunterschiede. Solange Mädchen und Jungen im Primarschulbereich sind, gibt es kaum Unterschiede in den Interessen an Schulfächern und in den schulischen Leistungen. Jungen und Mädchen interessieren sich gleichermaßen für naturwissenschaftliche Fächer, ihre Leistungen sind gleich gut. Das ändert sich aber in der Pubertät, denn jetzt orientieren sich Jungen und Mädchen bewusst an den typischen Charakterzügen und Fähigkeiten von Männern und Frauen. Männer gelten in unserer Gesellschaft in der Regel als naturwissenschaftlich-technisch begabt, Mädchen weniger. Für die Mädchen entsteht hier ein deutliches Dilemma: Sollen sie sich für Fächer begeistern, mit denen sie sich als unweiblich disqualifizieren?

Wenn wir Interesse an etwas haben, lernen wir mehr über einen Gegenstand oder ein Thema, in dem wir bereits Vorkenntnisse haben. Im traditionellen Physikunterricht haben die meisten Schülerinnen nicht die Möglichkeit, auf Vorkenntnisse aufzubauen, denn sie haben sich im Gegensatz zu den meisten Jungs bisher – zu Hause, in der Freizeit – nicht mit diesem Bereich beschäftigt. Folglich wissen sie nicht, ob Physik für sie interessant sein könnte.

Die Analyse zeigt also, dass die geringere Begeisterung von Mädchen und Frauen für die Physik sowie die Leistungsunterschiede zwischen den Geschlechtern im Physikunterricht nichts mit

unterschiedlicher Begabung zu tun haben. Sie haben ihren Ursprung in Geschlechterstereotypen und Interessensunterschieden, durch die die Schülerinnen benachteiligt werden. Deshalb sprechen wir von einem motivationsbedingten Problem der Mädchen. Anders als die Begabung, die man kaum beeinflussen kann, kann man auf die Motivation durch pädagogische Maßnahmen einwirken. Unser Ziel sind deshalb Maßnahmen, die die Verbesserung der Bedingungen im Physikunterricht zum Ziel haben.

Es wurden bereits Maßnahmen entwickelt, welche die Situation der Mädchen im koedukativen Physikunterricht verbessern, ohne die Jungen zu benachteiligen. Diese Maßnahmen haben sich bereits als sehr wirksam erwiesen. In den Klassen, in denen mehr Kriterien eines „mädchengerechten“ Physikunterrichts verwirklicht worden sind, ist nicht nur das Leistungsniveau der Mädchen höher, auch ihr Interesse am Fach ist in dieser Zeit gestiegen. Allerdings bedarf es noch weiterer Maßnahmen, damit der Unterricht für Mädchen und Jungen gleichermaßen förderlich ist.

Wie die Ergebnisse der Untersuchungen zeigen, ist ein „mädchengerechter“ Unterricht auch in anderer Hinsicht ein „guter“ Unterricht. Je „mädchengerechter“ in ihrer Klasse unterrichtet wurde, desto kompetenter fanden Schülerinnen und Schüler ihre Lehrkräfte hinsichtlich der Vermittlung und Erklärung des Unterrichtsstoffs.

## Lektion 7, D

### Karriere oder Familie / Dicke Luft

#### Teil 1

- N: Ich hätte mich nicht über Kattas Eltern aufregen sollen. Oder darüber, dass Katta sich den Streit zwischen ihren Eltern gleich so zu Herzen genommen hat. Wenn man über andere den Kopf schüttelt, kommt es bekanntermaßen bei einem selber manchmal noch viel dicker.
- Mama kam nach Hause und schleuderte gleich hinter der Tür ihre Schuhe von den Füßen.
- M: Oh, ihr Lieben, bin ich heute fertig!
- P: War's so schlimm?
- M: Noch viel schlimmer.
- P: Übrigens, Arno hat vom Tennisplatz angerufen und mich gefragt, ob ich beim Hallenturnier mitmache. Es ist in vier Wochen.
- N: Früher hat Papa viel Tennis gespielt. Das war für ihn immer „sein“ Luxus. Aber seit Mama arbeitet, ist er nicht mehr gegangen.
- M: Und? Hast du zugesagt?
- P: Na, klar.
- M: Aber wie soll das denn gehen?
- P: Ach, keine Sorge! Arno bringt mich bis dahin schon wieder in Form. Wir trainieren dreimal die Woche. Samstags und sonntags, und dann noch an einem Wochentag, wenn es dir recht ist, Schatz.

#### Teil 2

- M: Wenn es dir recht ist? Das ist dir doch offensichtlich ganz egal.
- P: Aber Schatz!

- M: Du trainierst ja nur dreimal die Woche. Und hinterher gehst du jedesmal nur zwei Stunden in die Sauna und trinkst noch ein Bier und was weiß ich. Die Kinder sind bei mir ja gut aufgehoben, und die Arbeit, die deswegen liegen bleibt, werde ich schon erledigen, nicht? Klar, nach der Arbeit, gerne, und am Wochenende, ich mache auch weiter das Bad sauber, damit du zu deinem Turnier kannst, klar, klar, klar!
- P: Ilse! Ich mache das doch nicht, damit du noch mehr Arbeit hast. Das müssen wir einfach irgendwie regeln, bestimmt.
- M: Ja, irgendwie. Und irgendwie bin immer ich! Ich habe nichts dazu gesagt, dass ich jeden Abend noch Hausarbeit machen musste, ich weiß, dass es viel für dich ist. Aber ich habe gedacht, es wird allmählich besser. Statt dessen lädst du mir immer noch mehr auf und merkst es noch nicht einmal!
- P: Und du? Hast du eigentlich mitgekriegt, dass ich noch nicht einmal Freizeit ohne die Kinder hatte, seit du arbeitest? Ich weiß ja schon gar nicht mehr, wie es ist, sich mit erwachsenen Menschen zu unterhalten oder mal keinen Säugling auf dem Arm zu haben.
- M: Glaubst du denn, bei mir war das all die Jahre anders? Und bin ich auf den Gedanken gekommen, dreimal die Woche Tennis zu spielen und dich die ganze Hausarbeit machen zu lassen?
- P: Hättest du es bloß getan! Dann hätte ich mir vielleicht viel seltener ein missmutiges Gesicht ansehen müssen!
- M: Danke schön! Vielen Dank! Jetzt kriege ich auch noch Vorwürfe dafür zu hören, dass ich hier jahrelang die Arbeit allein gemacht habe!
- P: Ilse!

### Teil 3

- G: Sie ist weggegangen! Du hast sie zu doll ausgeschimpft! Jetzt ist sie uns weggelaufen und kommt nicht mehr wieder!
- P: Klar kommt sie wieder, Gussi.
- G: Das sagst du! Aber wenn sie sich nun verläuft? – Du sollst mich nicht ins Bett bringen, Nele soll das! Zähne putze ich mir aber nicht, dass du das weißt!
- N: Es war kein Wunder, dass ich abends nicht einschlafen konnte. Ich lag im Dunkeln und horchte, ob Mama nach Hause kam. Ziemlich spät hörte ich, wie leise die Wohnungstür geöffnet wurde. Ich wartete darauf, dass Mama ins Wohnzimmer zu Papa ging und ich Stimmen hörte. Meinetwegen auch wütende Stimmen. Aber Mama zog sich nur im Flur ihre Schuhe und ihren Mantel aus. Dann ging sie direkt ins Schlafzimmer.

### Lektion 7, D

#### Karriere oder Familie: Die Lösung

„Hallo“, sagte Mama und guckte den Flur entlang. „Wie ist das ruhig hier!“

Das stimmte. Jakob lag in der Küche auf seiner Matte und knatterte mit einer Tüte, und sonst war ja nur noch ich da.

Ich erzählte Mama, was heute Nachmittag passiert war. Mama trank langsam ihren Kaffee und hörte zu. Als ich fertig war, seufzte sie und schenkte sich nach.

„Was wir alles falsch gemacht haben, Nele“, sagte sie. Jetzt sah sie es also endlich ein.

Ich gab Jakob die Tüte zurück, die ihm aus der Hand gefallen war. Selber hinterherkrabbeln konnte er noch nicht.

„Wir haben gedacht, es geht einfach mit ein bisschen gutem Willen“, sagte Mama. „Wir haben gedacht, weil wir es richtig finden, können wir auch so leben. Aber wir haben ganz vergessen, dass wir schon ziemlich fertige Menschen sind, Wilfried und ich, und dass diese Art zu leben unserer eigenen Erziehung und Erfahrung und allem, was wir ganz tief innen von uns selber erwarten, widerspricht. Nicht mit dem Verstand, natürlich“, sagte Mama und trank noch einen Schluck. „Der überzeugt uns ja, dass es ganz in Ordnung ist, wenn ich arbeite und Papa bleibt zu Hause. Aber dahinter, weißt du, da sitzt bei mir immer noch ein schlechtes Gewissen und das Gefühl, dass sich eben die Frau um den Haushalt und die Kinder kümmern sollte, und wenn Wilfried zu Hause irgendwas nicht geschafft hat, fühle ich mich gleich verpflichtet, das für ihn zu erledigen. Und dann komm' ich natürlich nie dazu, mich auch mal auszuruhen, und fühle mich völlig kaputt. Ach, Mist alles.“

Ich versuchte, sie zu verstehen.

„Du kannst ja wieder aufhören zu arbeiten“, sagte ich vorsichtig. Mir war das ein bisschen zu viel Verstand und Gefühl.

„Das doch nicht“, sagte Mama und stellte ihre Tasse heftig wieder hin. „Im Allgemeinen arbeite ich doch gerne, und außerdem bin ich überzeugt, dass es auch so gehen kann. Und Wilfried ist es ja auch. Warum sollte ein Mann schließlich schlechter staubsaugen und Kinder großziehen und Schränke auswischen können als eine Frau? Und warum sollte eine Frau eine schlechtere Juristin oder Ärztin oder Klempnerin oder sonstwas sein als ein Mann? Darüber streitet sich ja auch schon kaum noch einer. Schwierig wird es eben immer erst, wenn man dann auch wirklich so leben will“, sagte Mama. „Dann gucken sie und halten einen für verrückt, und du siehst ja, so richtig klappen tut es auch nicht.“

Jakob hatte schon wieder seine Tüte verloren und streckte mit angestrengtem Ächzen seine Arme nach vorn.

„Da, du kleine Nudel“, sagte Mama und gab sie ihm zurück. „Der krabbelt bald, Nele, sollst du mal sehen.“

Jakob lachte. „Mem-mem-mem“, sagte er und knatterte mit der Tüte.

„Aber weißt du“, sagte Mama und setzte sich wieder zu mir, „das muss ja alles nicht so sein. Ich meine, dass wir jetzt so Schwierigkeiten haben. Das lässt sich ja erklären. Und dann lässt es sich auch bewältigen, ist doch logisch.“

Mama sah heute ganz anders aus als gestern Abend. Voller Energie, fand ich. Beinah, als ob es ihr gerade recht wäre, dass es Schwierigkeiten gab. Als ob sie richtig Lust hätte, jetzt mal zu zeigen, dass man die in den Griff kriegen konnte.

„Guck doch, Nele“, sagte Mama und fuchtelte mit den Händen in der Luft.

„Das hat man mir doch beigebracht als Kind und später auch noch, dass man das eben macht als Frau, Haushalt und Kinder. Im Fernsehen und in der Werbung sowieso. Und wenn man einen Beruf hat, und beides zusammen geht nicht, wer hört dann auf mit der Arbeit? Die Frau!“

Mama war richtig aufgeregt. Dabei stimmte das alles für sie ja gar nicht mehr ganz. Bei uns hatte diesmal schließlich Papa aufgehört.

„Und irgendwann erwartet man das auch selber von sich“, sagte Mama. „Wenn dann einer nur noch zu Hause ist, dann wird von dem eben auch erwartet, dass er alles sauber hat und die Kinder mit einem Lächeln erzieht, und was das Verrückteste ist, es wird sogar noch erwartet, dass es einen total ausfüllt und man dabei ständig zufrieden ist. Auch wenn der Verstand einem sagt, dass das ja eigentlich gar nicht sein kann, nicht?“

Ich dachte an Kattas Mutter. So war sie gewesen, eine wundervolle Hausfrau, strahlend und zufrieden, aber jetzt war sie mit Kattas Vater verkracht und heulte, und er musste Whisky trinken.

„Da wäre ich mir doch wie eine total schlechte Mutter und Hausfrau vorgekommen, wenn ich dreimal die Woche hätte Tennis spielen wollen“, sagte Mama. „Da hätte ich mein Gewissen ja nie mehr zur Ruhe gekriegt.“

Ein bisschen verstand ich Mama jetzt schon. Obwohl mir nicht richtig klar war, wieso sie das alles begriffen und trotzdem alles anders gemacht hatte.

„Aber der Wilfried“, sagte Mama, „der hat ja nicht solche Ansprüche, nicht? Der findet sich schon ganz toll, weil er überhaupt seinen Beruf aufgegeben hat, und der ist beim Putzen nicht so pingelig und findet es ganz normal, dass er neben Haushalt und Kindern auch noch Lust zu anderen Sachen hat. Und das ist ja auch normal, oder nicht?“

„Klar“, sagte ich. Natürlich war das normal. Dann hätte Mama nur gestern nicht so wütend auf Papa zu sein brauchen.

„Meinst du denn, du bist schuld?“, fragte ich.

„Schuld!“, sagte Mama. „Blödsinn. Ich habe mich doch nicht selber so verquer erzogen. Ich hab' mir doch nicht selber diese ganzen Geschichten von den Pflichten der perfekten Frau beigebracht. Und außerdem hätte Wilfried sich auch gerne mal in meine Situation hineindenken können. Daran hapert es nämlich bei ihm, das muss man schon sagen“, sagte Mama, und ich war froh, dass sie immer Wilfried sagte und nicht „dein Vater“.

Sie nahm noch einen Schluck Kaffee. „Aber er hat recht, wenn er auch mal was anderes tun will, und ich habe auch recht, wenn ich mich deshalb nicht zu Tode schuften will. Wir müssen das nur so hinkriegen, dass wir alle nicht zu kurz kommen. Ihr nämlich auch nicht“, sagte Mama und struwelte mir durchs Haar. Zum Glück war die Frisur sowieso längst hinüber.

„Und wie wollt ihr das machen?“, fragte ich. Reden konnte man ja immer gut. Schwierig wurde es erst, wenn man dann auch etwas tun sollte.

„Weiß ich nicht genau“, sagte Mama. „Das lässt sich doch nicht auf einen Schlag lösen, so naiv bin ich ja auch nicht. Aber mehr miteinander über die Probleme reden müssen wir. Und einfach akzeptieren, dass es nicht so einfach ist, plötzlich anders zu leben, als Familien es seit Jahrhunderten gemacht haben. Das steckt schließlich auch in uns drin.“

Ich nickte. Ich merkte, wie ich mich langsam erleichtert fühlte, obwohl Mama doch überhaupt keine Lösung kannte. Aber ich wusste plötzlich wieder, dass Mama und Papa es weiter versuchen würden und dass ich es auch so wollte. Und ich wusste, dass es noch genug Probleme und Streit und Kummer geben würde, aber am Schluss würden wir es schon schaffen. So gut es ging jedenfalls.

## Lektion 8, A3

### Interview mit dem Musikpädagogen Martin Bochert zum Thema „Wie wirkt Musik auf den Menschen?“

J: Journalist, B: Martin Bochert

J: Wir werden heute ja fast überall, wo wir uns befinden, mit Musik berieselt: Musik im Supermarkt, in den U-Bahnhöfen, zu Hause. Herr Bochert, Sie sind Musikpädagoge und können uns sicher erklären, welche Wirkung diese Dauerbeschallung auf uns hat.

B: Musik als Hintergrundgeräusch sozusagen wird dazu benutzt, eine angenehme Atmosphäre zu schaffen. Die Arbeit geht uns vielleicht auch leichter von der Hand. Musik, oftmals auch zusammen mit einem Text kann beim Zuhörer starke Gefühle hervorrufen. Aber Musik ist viel mehr als Unterhaltung bzw. Ablenkung, darin sind sich die Wissenschaftler einig. Sie haben festgestellt, dass Musik auch objektiv messbare



physiologische Reaktionen hervorruft. Sie wirkt unter anderem auf die Herzfrequenz und den Pulsschlag.

J: Sie meinen, Musik wird in der Medizin zu therapeutischen Zwecken genutzt?

B: Das natürlich auch. Es gibt eine ganze Reihe von physiologischen Musikprogrammen, die prophylaktisch gegen verschiedene schwere Leiden eingesetzt werden, bzw. andere therapeutische Maßnahmen bei der Heilung unterstützen. Bis zum 17. Jahrhundert gehörten Musik und Medizin sogar zusammen. Dann wurden daraus im Rahmen der allgemeinen Spezialisierung der Wissenschaften zwei getrennte Bereiche. Erst Mitte des 20. Jahrhunderts wurde Musik als therapeutisches Mittel wiederentdeckt, zum Beispiel bei der Schmerztherapie, bei der Betreuung von Neugeborenen, bei der Behandlung von Drogen- und Alkoholvergiftung und in vielen anderen Fällen.

J: Könnten Sie uns vielleicht in ganz einfachen Worten erklären, wie Musik auf den menschlichen Körper wirkt!

B: Damit Musik den Körper beeinflussen kann, muss die Musik eine rhythmische Bassführung haben. Das ist sozusagen die Grundvoraussetzung. Es erhöht die Wirksamkeit, wenn außerdem dominante Percussionsinstrumente mit einem sich rhythmisch wiederholenden Grundschatz enthalten sind. Die Musik führt zu einer Hebung oder Senkung des Pulses und des Blutdrucks. Es hängt dabei vom Tempo der Grundsätze ab, ob eine aufputschende oder beruhigende Wirkung eintritt. Da normale Körperfunktionen bei ca. 70 Herzschlägen pro Minute ablaufen, wirkt Musik mit einem Tempo von mehr als 70 Taktschlägen pro Minute aufputschend. Bei Barockmusik zum Beispiel mit einem Grundschatz von 60 Taktschlägen pro Minute verlangsamt sich der Herzschlag, der Blutdruck sinkt und die Gehirnwellenaktivität geht zurück, das heißt der Mensch entspannt sich.

J: Herr Bochert, wie kommt ein Mensch zur Musik, also wie bekommen wir Zugang zur Musik?

B: Musik ist ein universelles Kulturgut. Sie kommt zu uns. Die Experten sind sich darin einig, dass Musikalität zur Grundausrüstung des Menschen gehört, sie ist uns angeboren. Denken Sie nur an die Volkstänze und Volkslieder in allen Kulturen der Welt! Aber genauso gilt auch, dass Musikalität, wie jede andere Begabung, gepflegt und geschult werden muss, sonst geht sie verloren. Übrigens suchen Forscher sogar nach einem musikalischen Gen beim Menschen, das sie allerdings bisher noch nicht gefunden haben.

J: Wie sollte man Ihrer Meinung nach Musikalität bei Kindern schulen?

B: Nun, durch gemeinsames Singen mit den Eltern oder in kleinen Gruppen mit Gleichaltrigen kann ein Kind schon sehr früh eigene Erfahrungen sammeln. Wichtig ist, dass diese ersten Erfahrungen mit Musik völlig ungezwungen und ohne Druck verlaufen, weil sie für die weitere Einstellung und das Interesse an der Musik meist prägend sind. Man kann mit der musikalischen Erziehung schon sehr früh beginnen, bereits im Alter von zwei Jahren, zum Beispiel durch rhythmischmusikalische Bewegungserziehung und spielerische Erfahrungen mit Musikinstrumenten. Das Erlernen von Noten, Musiktheorie oder das systematische Erlernen eines Musikinstruments wäre allerdings in diesem Alter verfrüht, das gehört in den Musikunterricht der Grundschule.

J: Man hört oft, dass uns die Beschäftigung mit Musik, vor allem, wenn man selbst ein Instrument spielt, klüger macht. Was halten Sie davon?

B: Tatsächlich belegen wissenschaftliche Studien, dass Kinder, die Musikunterricht haben und ein Instrument spielen, auch in anderen Schulfächern bessere Leistungen haben. Ihr Gehirn entwickelt sich umfassender, weil im Musikunterricht nicht nur emotionale

Elemente entwickelt werden, sondern auch rationale und motorische. Dadurch werden also nicht nur Kreativität und emotionales Ausdrucksvermögen gefördert, sondern auch die Fähigkeit, analytisch zu denken und die Motorik. Das Spielen eines Instruments verbessert sogar die Kommunikation und den Umgang mit anderen.

- B: Aber Musik hat auch auf Erwachsene günstige Auswirkungen. Menschen, die bis ins höhere Alter hinein musizieren, bauen weniger Hirnmasse ab und bleiben länger geistig rege und fit. Beim Musizieren werden ja unterschiedliche Regionen des Gehirns aktiviert, sowohl in der linken Gehirnhälfte, als auch in der rechten Gehirnhälfte.
- J: Sie sagten vorhin, dass Musik und Medizin schon in früheren Jahrhunderten eng zusammenhingen. Wir wissen ja auch, dass das Ohr beim menschlichen Fötus das erste richtig ausgebildete Organ ist und dass selbst das ungeborene Kind im Mutterleib schon Melodien und Rhythmen wahrnehmen kann.
- B: Ja. Die Ohren gehören zu den ältesten Organen überhaupt, denn die Gehörzellen im Innenohr waren die ersten spezialisierten Zellen der Evolution. Musik ist also ein ganz besonderes Geräusch, wenn ich das vielleicht zum Schluss zusammenfassend so formulieren darf. Es wird sowohl zum Kleinhirn geleitet, das für unsere Körperbewegungen und den Gleichgewichtssinn verantwortlich ist, als auch zum Großhirn und zum limbischen System, wo die höheren Funktionen des Bewusstseins und das Zentrum für die Entstehung von Emotionen angesiedelt sind. Musik spricht also alle Bereiche des Menschen an.
- J: Herr Bochert, wir danken Ihnen für dieses interessante Interview.

## Lektion 8, B2

### Interview mit Dr. Baumann über die Kinder-Uni Magdeburg

M: Moderatorin, B: Dr. Baumann

M: Herr Dr. Baumann, was ist eigentlich eine Kinder-Uni?

B: Man könnte meinen, Wissenschaft und Forschung sei viel zu komplex und damit zu uninteressant für Kinder, Vorlesungen von Universitätsprofessoren seien auf zu hohem Niveau, als dass ein Kind im Alter zwischen 8 und 12 Jahren dem auch nur für 5 Minuten folgen könnte.

Doch dem ist nicht so. Zahlreiche Kinder-Unis in Deutschland widerlegen seit Jahren diese Vorurteile. Seit im Jahr 2002 die Universität Tübingen mit ihrer Kinder-Uni an den Start ging, folgten viele weitere Universitäten und Fachhochschulen diesem Ansatz. Das grundlegende Konzept ist allen gleich: Vorlesungen so zu gestalten, dass man Kindern Wissenschaft interessant und anschaulich vermitteln kann. Und das nicht mit Lehrern und simplen Themen, sondern mit Universitätsprofessoren und Themen aus allgemeinen und aktuellen Forschungsbereichen. Kinder sollen verstehen, was an Universitäten geschieht und so eventuell auch Interesse an bestimmten Bereichen entwickeln.

M: Was ist das Konzept der Magdeburger?

B: Die Magdeburger Kinder-Uni veranstaltet mehrmals im Jahr Vorlesungen für Kinder zwischen 8 und 12 Jahren. Die Veranstaltungen finden immer an bestimmten Samstagen auf dem Gelände der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg statt. Der normale Vorlesungsbetrieb der Universität ruht an Wochenenden, so dass die Kinder die Universität praktisch für sich haben.

Zu jedem Termin finden zwei Vorlesungen statt. Jede dieser Vorlesungen wird von

einem Dozenten – meist ein Professor – der Magdeburger Universität gehalten. Dieser präsentiert dann ein Thema aus seinem Fachbereich, oft unterstützt durch Experimente oder Vorführungen.

Den Hörsaal haben die Kinder übrigens für sich. Eltern können die Veranstaltung aber per Videübertragung in einem zweiten Hörsaal verfolgen. Zwischen den beiden Vorlesungen gibt es eine Pause.

M: Welche Themen werden behandelt?

B: Die Themen gehen querbeet durch die Forschungsgebiete der Universität Magdeburg. Sie stammen zum Beispiel aus der Medizin, der Sportwissenschaft oder der Psychologie. Die Themen der letzten Vorlesungen waren zum Beispiel „Das Herz, der Motor des Lebens“, „Elektronische Helfer im Alltag“ und „Wozu brauchen wir überhaupt Gefühle?“, um nur einige zu nennen. Wie man sieht, sind es keineswegs die üblichen „Kinderthemen“, sondern interessante und aktuelle Bereiche der Forschung.

M: Wer hält die Vorlesungen?

B: Die meisten der Vortragenden sind Dozenten der Magdeburger Universität, halten also normalerweise Vorlesungen für Studenten. Speziell für die Kinder-Uni Magdeburg haben sie Vorlesungen ausgearbeitet, deren Thema aus ihrem Fachbereich kommt, und das altersgerecht präsentiert wird.

Das Team der Kinder-Uni Magdeburg besteht zum größten Teil aus ehrenamtlichen Helfern. Das sind zum Beispiel Mitarbeiter der Uni, Wissenschaftler oder Studenten. Diese investieren viel Zeit und Engagement, damit die Kinder-Uni für alle Teilnehmer zu einem besonderen Erlebnis wird.

Sie kümmern sich deshalb zum Beispiel um die Planung der Veranstaltungen, führen Gespräche mit den Dozenten, organisieren die Anmeldungen, sind bei den Veranstaltungen vor Ort, aktualisieren den Internetauftritt, kurz: sie leisten unentgeltlich eine Menge Arbeit.

M: Seit wann gibt es denn die Kinder-Uni Magdeburg?

B: Seit 2003. Inzwischen hat es 26 Veranstaltungen mit 50 Dozenten gegeben, an denen jeweils 500 Kinder teilgenommen haben. Dabei gab es zahlreiche Experimente und Vorführungen, um den Kindern das Erzählte anschaulich zu machen.

M: Wer kann mitmachen und was kostet die Teilnahme?

B: Mitmachen kann grundsätzlich jedes Kind im Alter von acht bis zwölf Jahren. Der Hörsaal ist zu allen Veranstaltungen bis auf den letzten Platz gefüllt. Da der Hörsaal aber nur 500 Plätze hat, muss man sich vorher anmelden. Weil der Andrang regelmäßig sehr groß ist, gibt es zwei Möglichkeiten, damit alle die gleichen Chancen haben. An einem bestimmten Tag – dieser wird in der lokalen Presse oder auf den Internetseiten der Kinder-Uni bekannt gegeben – kann man die Internet-Seiten der Kinder-Uni aufrufen und sich in ein Formular eintragen. Man bekommt dann eine automatische Mail, die man noch bestätigen muss.

Die Kinder-Uni Magdeburg kostet die Kinder und Eltern keinen Cent.

Die Eltern sollten aber eventuell ein paar Euro in der Tasche haben, denn zu jeder Veranstaltung wird das Buch der Kinder-Uni Magdeburg und weitere Artikel, wie zum Beispiel T-Shirts, Basecaps oder Schlüsselanhänger verkauft.

M: Was passiert, wenn ein Kind 13 ist, kann es dann nicht mehr kommen oder wie geht es dann weiter?

B: Seit 2007 hat die Kinder-Uni Magdeburg ihr Angebot erweitert. Konnten bis jetzt nur Kinder zwischen 8 und 12 an den Veranstaltungen teilnehmen, so gibt es jetzt das „Studium Schnupperale“ für Kinder ab 13. Prinzipiell funktioniert das neue Programm ähnlich dem alten. Allerdings findet das Studium Schnupperale regelmäßiger statt.

Zu diesen Terminen gibt es dann Vorlesungen von Dozenten der Uni Magdeburg, die wiederum dem Wissensstand der Schüler angepasst sind. Das „Studium Schnupperale“ setzt die Idee der Kinder-Uni konsequent fort und bietet nun auch älteren Kindern den Zugang zu den Hörsälen der Universität.

- M: Die Kinder-Uni Magdeburg bietet Kindern und Jugendlichen also die Möglichkeit, einen Einblick in Wissenschaft und Forschung zu erhalten. Den Kindern werden spannende und kindgerechte Vorlesungen geboten und so der Einstieg zu vielen interessanten Themen leichter gemacht. Ein wirklich sehr schönes und empfehlenswertes Angebot! Herr Dr. Baumann, vielen Dank für diese interessanten Informationen.